



ZWISCHEN  
MENSCHEN

DAVID  
GUTERSON

Hoffmann und Campe





**David Guterson**

# **Zwischen Menschen**

*Erzählungen*

*Aus dem Englischen von Georg Deggerich, Gerlinde Schermer-Rauwolf und  
Robert A. Weiß*

Hoffmann und Campe

Für Charles Johnson

## Mieterin

Er wollte sich gerade zum Abendessen hinsetzen, als der Wohnungsmakler anrief. Wenn man es denn Abendessen nennen konnte. Zwei Rühreier mit Käse und Toast mit Erdnussbutter, die er vor dem Fernseher essen wollte. Er hatte das Essen auf einen Teller gegeben, sich ein Bier eingegossen und war dabei, den Polsterhocker näher zum Fernseher zu rücken. Er überlegte kurz, wo er die Fernbedienung hingelegt hatte, und entdeckte sie zwischen den Zahnstochern, die er am Morgen von einem Dentalhygieniker zur Pflege seines Zahnfleisches bekommen hatte, und einigen Werbeprospekten aus der Sonntagszeitung; vermutlich müsste er ihr einen leichten Klaps geben, weil die Batterien lose waren. Sollte er rangehen oder warten, dass der Anrufbeantworter ansprang? Die Eier waren warm, das Bier war kalt. Er wollte essen und konnte keine Störung gebrauchen. Ans Telefon zu gehen war mit körperlicher Anstrengung verbunden. Dennoch lief er die sechs Schritte und sah auf die Anruferkennung, und als er bemerkte, dass es der Makler war, setzte er das Bier ab und hielt den Hörer ans Ohr. »Ja«, sagte er.

Der Makler, den er kaum kannte, begann mit ein paar höflichen Floskeln, bevor er zum Geschäftlichen kam. Er

war ein Mann alter Schule, der sich erst einmal räusperte und sich dann im Tonfall gespielter Anteilnahme über das Wetter ausließ – scheußlich, regnerisch – und über den furchtbaren Verkehr auf der Interstate 90 von Mercer Island zum Abzweig auf die 405. Seiner Meinung nach gab es – so das Ergebnis seiner professionellen Anstrengungen – zwei Optionen, Leute mit besten Voraussetzungen, die sich alles ganz genau angeschaut hatten. Er hatte die Wohnung am Nachmittag drei Interessenten gezeigt, zuerst einer Frau, die sich lobend über den Umbau geäußert hatte – die großzügige Raumaufteilung, das Licht, die Korkböden –, aber nicht aus ihrer Wohnung ein Stück weiter auf demselben Flur ausziehen wollte. »Eine Voyeurin«, sagte der Makler. »Die war nur neugierig.« Dann hatte er sie einer Krankenschwester gezeigt, die sie sogleich nehmen wollte und die »eine ausgezeichnete Mieterin wäre«. Und zuletzt einer Frau, die die erste Wahl des Maklers war, wegen ihrer Referenzen und »einem Spitzen-Bonitätsrating von knapp unter achthundertfünfzig Punkten«.

»Nehmen Sie Ihre erste Wahl«, sagte er dem Makler.

Der Makler setzte den Vertrag auf. Die Mieterin, deren Name Williams lautete, Lydia Williams, unterschrieb und setzte auf jede Seite ihre Paraphe, die im Gegensatz zur Unterschrift schlicht und schmucklos aussah. Lydia Williams, dachte er, Mieterin eines einfachen Zwei-Zimmer-Apartments mit Garage. Lydia Williams, geheimnisvolle

Nichtexistenz, bislang ungreifbar, weil er sie noch nie gesehen hatte, aber Garantin, so hoffte er zuversichtlich, beständiger Mieteinnahmen. Er legte eine Kopie des Mietvertrags in den »Apartment«-Ordner, zusammen mit ihren persönlichen Daten und der Bankauskunft, nachdem er sich zuvor vergewissert hatte, dass die Zahlungsvereinbarungen stimmten, nämlich dass Lydia Williams zum 15. jedes Monats per Dauerauftrag ihre Miete überweisen würde; er hatte den 15. gewählt, weil es das Datum der Einkommensteuererklärung war und ihm die Übereinstimmung gefiel. Außerdem heftete er einen Brief des Maklers ab, in dem festgehalten war, dass Williams jeweils zwei Schlüssel für die Haustür, die Garage, den Briefkasten und den Zugang zu den Müll- und Recyclingtonnen erhalten hatte, dass sie über die Parkvorschriften informiert worden war und den entsprechenden Aufkleber für ihre Windschutzscheibe und den Parkschein für Gäste ausgehändigt bekommen hatte, dass man sie über die Hausordnung der Blue-Vista-Wohnanlage informiert und mit ihr eine Wohnungsbesichtigung durchgeführt hatte, um mögliche Schäden festzustellen, für die sie bei ihrem Auszug nicht aufkommen müsste. Aber sie hatte keine Schäden aufgelistet, entweder weil sie keinen Wert darauf legte oder weil sie nicht genau genug hingeschaut hatte oder vielleicht auch weil er die Wohnung für die Vermietung so sorgfältig renoviert und in Schuss gebracht hatte. Er hatte die Haustür von innen gestrichen und die Rigipswand

ausgebessert. In den Rauchmeldern steckten neue Batterien.

Lydia Williams, so schrieb der Makler in seinem Abschlussbericht, bevor er seine horrenden Provision einstrich, sei ohne Umstände eingezogen. Unsichtbar, eine Abstraktion, MIETERIN in Großbuchstaben, aber die Miete wurde tatsächlich am 15. des zweiten Monats korrekt und automatisch überwiesen, anstandslos und ohne jede Rückmeldung. Es war, als befände sich Lydia Williams immer noch in den Händen des Maklers, als existierte sie auf dem Papier, aber nicht als Person. Er konnte nicht sagen, wie sie aussah oder wie ihre Stimme klang; mehrere Male fragte er sich, wer Lydia Williams sei, aber immer nur im Hinblick auf die Zuverlässigkeit ihrer Mietzahlungen und darauf, ob sie, bildlich gesprochen, eine Glühbirne auswechseln konnte, also ob sie ihm mit soliden handwerklichen Kenntnissen Zeit und Geld für Reparatur- und Wartungsarbeiten ersparen würde. Dennoch unternahm er keine Anstrengungen, etwas über sie herauszufinden, weil er fürchtete, durch sein Auftreten den Weg zu einer lästigen Beziehung zu bahnen, sich Ärger aufzuhalten, seinen Vorstoß anschließend zu bereuen und zuletzt mit mehr Belästigungen, Arbeit und Sorgen dazustehen, als wenn er im Hintergrund bliebe.

Schließlich schickte er ihr eine freundliche und unverfängliche E-Mail. Oder vielmehr, er leitete einen Anhang von der Sekretärin der Blue-Vista-Eigentümergeinschaft über vorgeschriebene



Kamininspektionen an sie weiter, den er mit »MfG« und seinen Initialen unterschrieb. Keinerlei Antwort von Lydia Williams, nicht einmal eine knappe, förmliche Bestätigung, kein Dank für die Weiterleitung der Nachricht – vielleicht hatte sie die E-Mail gar nicht bekommen? Sollte er sie noch einmal senden? Nein. Er beließ es dabei. Er wollte sich keinesfalls aufdrängen, ganz im Gegenteil – er wollte Distanz wahren. Gleichwohl hatte er sich mit der Nachricht über die notwendige Kamininspektion bei ihr gemeldet. Zugegeben, im Schatten einer ziemlich dicken Schutzmauer, aber er hatte kommuniziert – bloß mit wem? War da überhaupt jemand am anderen Ende? Die nächste Mietzahlung wurde pünktlich überwiesen, Wochen vergingen, und dann, angetrieben von einem inneren Impuls, für den er keinen Namen hatte, schickte er ihr eine zweite Nachricht in Form eines Anhangs, eine Information der Eigentümergemeinschaft über »Sicherheitsmaßnahmen für den Fall eines Stromausfalls«, erneut unterzeichnet mit »MfG« und seinen Initialen, wobei er den Zeitpunkt so wählte, dass die eindeutig zweckgerichtete Nachricht mit Wetterwarnungen im Fernsehen über einen drohenden Schneesturm zusammenfiel. Kurz darauf kam der Sturm, wie zu seiner Begründung oder Rechtfertigung. Denn er hatte nur das getan, was ein Vermieter tun sollte, richtig? Normalerweise machte er jeden Tag – in der Regel am späten Nachmittag, zur blauen Stunde, wenn das Leben sich auf eine unbeschreibliche Weise anders anfühlte – Besorgungen mit dem Wagen. An Wochenenden kam noch

der Pflichtbesuch bei seinen Eltern hinzu, aber daran war bei dem extremen Wetter – der Schnee türmte sich im trüben Zwielight des Tages immer höher auf – nicht zu denken. Er blieb im Haus, sah regelmäßig aus dem Fenster, um die Schneehöhe abzuschätzen, und verfolgte die Berichterstattung im Fernsehen. Es wurde später Nachmittag, seine trübste Stunde, und obendrein sanken die Temperaturen. Er versuchte ein wenig zu schlafen, aber manchmal war es aus unerfindlichen Gründen so, dass die Ischiasschmerzen im rechten Bein stärker wurden, sobald er sich hinlegte. So wie dieses Mal. Er stand auf, sah nach dem Thermostat, setzte sich in seinen Windsor-Stuhl – mit Armlehnen und einem ziemlich dicken Kissen – und las gereizt in der *Week*. Dann tat er etwas, wozu es ihn häufig drängte, obwohl er es zu kontrollieren versuchte, weil es seinen Frust nur noch verstärkte: Online-Anlageforschung. Und da er nun wider besseres Wissen online war – er verbrachte viel zu viel Zeit im Netz –, sollte er nicht die neue Mieterin kontaktieren? Die strenge Zurückhaltung, die ihn vor sozialen Fehlritten schützte, war nach einem Tag ohne Besorgungen und durch das Gefühl, vom Schnee eingeschlossen zu sein, so sehr geschwächt, dass er schließlich glaubte, ihr eine E-Mail schicken zu dürfen. Aufgeregt begann er zu schreiben. Betreffzeile: WASSER ABSTELLEN. Jetzt der schwierige Teil. Liebe Mieterin, Hallo, Lydia Williams? Zuletzt fiel ihm eine clevere Lösung ein. Einmal mehr schrieb er »MfG« und seine Initialen. Die Nachricht selbst fügte er als Anhang ein, sodass sie wie bei

seinen früheren Mails davon ausgehen würde, sie stamme von der Sekretärin der Eigentümergemeinschaft und nicht von ihm – eine kleinere, wenngleich bewusste Irreführung –, und sie lautete: »Wir möchten Sie daran erinnern, bei längerer Abwesenheit das Hauptventil in Ihrer Wohnung zu schließen. Außerdem wäre es ratsam, einem Ihrer Nachbarn Bescheid zu geben, wie er Sie erreichen kann, falls die Wohnung betreten werden muss, wenn etwa eine gefrorene Leitung platzt und großen Schaden anrichten könnte.« Vermutlich würde diese Nachricht Williams dazu bringen, persönliche Informationen preiszugeben – etwa wann und wohin sie verreiste –, obwohl er wusste, dass es vorschnell gedacht war. Es gab keinen Grund anzunehmen, dass sie in naher Zukunft verreisen würde. Sollte sie aber beispielsweise in den Ferien in ein kleines Dorf in Montana fahren, nun, dann hätte er einen Hinweis aus ihr herausgekitzelt und könnte »Lydia Williams Cutbank« in die Suchmaschine eingeben und sehen, was passierte. Vielleicht erschien eine Antwort auf die Frage: »Ist das ihr Heimatort?« Cutbank oder irgendeine andere Stadt? Denn bisher waren seine sämtlichen Nachforschungen im Netz ergebnislos geblieben. Es gab einfach zu viele Personen, die Lydia Williams hießen. Selbst die Eingabe ihrer persönlichen Daten aus dem Mietvertrag hatte nichts gebracht. Ja, WASSER ABSTELLEN war ein Vorstoß, verdeckt an persönliche Informationen zu gelangen. Wer wusste, wohin es führen würde? Vielleicht würden sie darüber reden, ob

er im Fall eines Wasserschadens ihr oder sein – tatsächlich war es immer noch sein – Apartment betreten dürfe. Der Punkt war, dass ihm mit dieser neuen E-Mail der Durchbruch gelingen könnte. Es war nervenaufreibend. Und dann fiel ihm ein noch besserer Trick ein. Nach »MfG«, aber noch vor seinen Initialen, schrieb er: »Das Hauptventil befindet sich etwas versteckt hinter der rechten oberen Ecke der Waschmaschine.« Sollte er sich dazu durchringen, auf »Senden« zu klicken? Es war eine persönliche Nachricht, abgesehen vom Anhang.

Über seinem Touchpad verharrend, sah er aus dem Fenster, wo ein winziger Vogel nach einer Stelle suchte, wo er sich, vor der Kälte geschützt, niederlassen konnte. Er flatterte in einem Geflecht von Zweigen hin und her und wirbelte den pulvrigen Schnee auf. Normalerweise interessierte er sich nicht für die Natur. Doch jetzt, in ihrem winterlichen, hoffnungslosen Zustand, konnte er ihr etwas abgewinnen. Sollte er auf »Senden« klicken? Nein. Er markierte und löschte »Das Hauptventil befindet sich etwas versteckt hinter der rechten oberen Ecke der Waschmaschine«, aber er verschickte den vermeintlich von der Sekretärin des Eigentümervereins stammenden Anhang, zusammen mit »MfG« und seinen Initialen. Status quo also. Sicherheit.

Sie schrieb beinahe umgehend zurück: »Hallo, nur falls es nötig wird – wo ist das Hauptventil? Vielen Dank, Lydia.«

Worauf er antwortete: »Hinter der oberen rechten Ecke der Waschmaschine.« Ohne Initialen.

Es folgten eine Reihe von E-Mails: »Ich sehe es nicht. L.« »Es ist ein wenig versteckt, aber es ist an der genannten Stelle. S.« »Ich sehe es immer noch nicht.« »Es ist ein Absperrhahn – in Rot. In etwa einem Meter Höhe. In der rechten Ecke.« »Da ist nichts, was so aussähe.« »Ich komme gerne an einem Tag und zu einer Uhrzeit, die Ihnen recht ist, vorbei und gehe der Sache auf den Grund.« »Das ist nicht nötig.« »Ich habe ohnehin verschiedene Dinge zu erledigen.« »Ich bin am kommenden Samstagvormittag zu Hause.« »Wie wär's um zehn?« »Ich erwarte Sie am Samstag um zehn. L.« »Sofern das Wetter es zulässt und die Straßen frei sind.« »Vielleicht finde ich das Ventil bis dahin noch.« »Rechte obere Ecke. Sagen Sie mir Bescheid.«

Am Samstag waren die Temperaturen deutlich gestiegen. Auf den Hauptstraßen war der Schnee fast völlig geschmolzen und floss als schmutziger Sturzbach in die Gullys, und auch die Nebenstraßen waren sicher befahrbar. Er konnte sich also nicht mit dem Wetter herausreden und musste wie versprochen zu seinen Eltern, zuvor aber noch zur Blue-Vista-Wohnanlage. Nun denn. Wie sagte man noch? Der Ausdruck, fiel ihm ein, lautete: »Es ist Zeit, seinen Mann zu stehen.« Er packte seine treuen Wegbegleiter ein – einen Thermobecher aus Edelstahl mit Earl-Grey-Tee, seine Brille samt Etui und einem weichen Brillentuch sowie eine Flasche mit Reinigungsspray –,

entschied sich aber, an diesem Morgen kein Radio zu hören. Er musste nachdenken. Was würde er sagen? Er würde sagen: Hallo, es tut mir leid, dass Sie das Ventil nicht finden konnten, schön, dass wir uns endlich persönlich begegnen, wie die Zeit vergeht, entschuldigen Sie, dass ich mich nicht früher bei Ihnen vorgestellt habe, ich möchte meine Pflichten als Vermieter nicht vernachlässigen, wenn Sie also etwas brauchen oder ich Ihnen in irgendeiner Weise behilflich sein kann, zögern Sie bitte nicht, mir eine E-Mail oder SMS zu schicken oder mich anzurufen, habe ich Ihnen eigentlich im Mietvertrag meine Festnetz- und meine Handynummer genannt, vielleicht haben Sie nur eine davon. Ich schreibe Ihnen beide Nummern auf. Selbstverständlich stehe ich Ihnen für alle Wartungs- und Reparaturarbeiten zur Verfügung oder auch für Fragen zur Wohnanlage, Ihrem Apartment und der Garage. Im Übrigen muss ich in Kürze vorbeischaun und die Arbeitsplatte auf der Küchentheke schmirgeln und neu ölen, was für Sie sehr lästig, aber leider unumgänglich ist, weil sonst Lebensmittelreste ins Holz gelangen und man dann noch viel mehr abschleifen muss, damit es wieder hygienisch ist, und sich außerdem Schimmelpilze bilden. Deshalb ist es besser, sie regelmäßig zu schmirgeln und zu ölen, etwa alle vier Monate, obwohl die Abstände länger werden, weil sich mit der Zeit eine Art Schutzschicht aufbaut. Und wo ich schon einmal da bin, reinige ich alle vier Monate das Flusensieb und sehe vielleicht noch nach ein paar anderen Dingen, etwa ob die Abflüsse von Bad,

Dusche und Waschbecken frei sind, und noch eine Sache, über die ich mit Ihnen reden wollte, die wackeligen Rohre unter der Küchenspüle betreffend, so ist das heutzutage leider, alles billiges Material, es empfiehlt sich also, vorsichtig damit umzugehen und nicht an den Rohren zu rütteln, damit sie sich nicht lösen und sich eine undichte Stelle bildet. Sämtliche Teilstücke sind miteinander verbunden, wenn man also das eine Rohr anzieht, löst man den Nachbarn, ich meine, das Anschlussstück. Das kann sehr frustrierend sein. Wenn wir – Sie oder ich – das nächste Mal ein Problem mit den Rohren haben, werde ich in den sauren Apfel beißen und alles durch rostfreie Stahlrohre ersetzen, dann hat sich das erledigt, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie oft sich schon der Korkboden durch ein Leck unter der Spüle gewellt und verzogen hat, eine ganz und gar unselige Entscheidung, einen Boden im Nassbereich mit Kork auszulegen, den Fehler begehe ich garantiert kein zweites Mal – und so erreichte er den Parkplatz der Blue-Vista-Wohnanlage, wo der für ihn reservierte Platz von geräumtem Schnee und herabgefallenen Zweigen versperrt war. Ein großer Berg tauenden Schneematschs und vom Sturm zusammengetragenen Unrats, der dazu geeignet war, seine trübe Stimmung noch zu verstärken.

Um eine Minute nach zehn klopfte er an ihrer Tür.  
Endlich: Lydia Williams.

Später schlug er ein dünnes Tagebuch auf, das er sporadisch führte und in dem ganze Monate fehlten. Wo sollte er anfangen? Mit ihr oder mit dem, was sie aus seiner Wohnung gemacht hatte? Natürlich mit ihr, Lydia Williams, etwa einen Meter fünfundsechzig groß, fünfzig bis fünfundfünfzig Kilo schwer, zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahre alt, schwarze Haare unter einem gehäkelten Haarnetz, die Augen irgendwo zwischen Nussbraun und Kastanienbraun, im nächsten Moment allerdings eher grünlich – er dachte dabei an das geheimnisvolle Grün von Honigmelonenfleisch –, als sie nach rechts zur Seite trat und ihn unter Wahrung des kulturell gebotenen Abstands hereinbat. Der Stil ihrer Kleidung war unmöglich zu beschreiben. Sie trug eine ausgeleierte graue Jogginghose unter einem – wie sagte man dazu? – Hemdkleid. Vorne durchgeknöpft. Gerafft von einem auffälligen Ledergürtel, der für – er konnte nur raten, weil er nur wenige Modebegriffe kannte – Plisseefalten sorgte. Und Down Booties mit fester Sohle. Was war das für ein Look? Hatte er einen Namen? Freier Stilmix? Kuddelmuddel? Klassisch archaisch? Vintage-Anarcho? Sie erinnerte ihn an politisierte Bauern aus der Zeit von Tolstoi – abgesehen von den Schuhen –, in diesem Fall eine Tolstoi-Aktivistin mit nur zum Teil politischem Eifer, eine Genossin mit einem launigen Sinn für Poesie, der stärker war als ihre politischen Ideale; entweder das oder Maid Marian im Bogenschützendress. Lydia Williams war ein bisschen blass, weder im Sinne von verblichen oder bleich noch im



Sinne von gespenstisch und fahl, sondern in der Art von nördlich von Irland oder südlich von Island, aber vielleicht war dieses ätherische Landstreichertum auch nur eine Folge seiner Einbaubeleuchtung in Verbindung mit dem gezähmten Haar unter dem Haarnetz, wodurch ein beträchtlicher Streifen Stirn frei blieb, auf dem sich nicht nur die eingebauten Vierzig-Watt-Halogenstrahler, sondern auch, so schien es ihm, das durch die Fenster fallende, vom Schnee reflektierte Licht spiegelte, obwohl der Schnee größtenteils geschmolzen war. Der Freizeitlook für zu Hause, um am Samstagvormittag Tee zu trinken und zu lesen, nicht Schlafanzug und Morgenmantel, aber auch keine Kleidung, um aus dem Haus zu gehen. Zu dieser raschen ersten Einschätzung fügte er die »natürliche« Art ihres Make-ups hinzu – sie hatte das eine oder andere aufgetragen, ohne dass er es hätte beschreiben können, aber sehr dezent, beinahe unsichtbar, dennoch hatte sie sich geschminkt, um die Blässe ihrer Haut, dachte er, noch zu vertiefen, was ihm bei genauerem Nachdenken wie ein Widerspruch in sich vorkam – eine tiefere Blässe? Wie auch immer, sie hatte sich nach dem Aufstehen heute früh geschminkt, extra für ihn, vielleicht weil sie das Gefühl hatte, ohne Make-up ... aber er war sich jetzt, nachdem sie durch den kleinen Flur in den großen Raum gelangt waren, nicht mehr sicher. Vielleicht trug sie doch kein Make-up. Durch das Licht sah alles anders aus. Obwohl das Licht im Wohnraum heller und schonungsloser war, kam es ihm so vor, als könnte Lydia Williams unter fünfunddreißig sein;

schließlich enthüllte das kalte, volle und nackte Licht keine weiteren Stirnfalten, Lachfalten, Krähenfüße oder andere Anzeichen einer Enddreißigerin, nein, ihre Haut zeigte sogar weniger Alterserscheinungen, als er es sich wenige Augenblicke zuvor noch vorgestellt hatte, während er im weniger gut ausgeleuchteten Flur erste, aber keineswegs oberflächliche Vermutungen über sie angestellt hatte. Obwohl er jetzt kaum Zeit hatte, darüber nachzudenken, überwältigt von der Art, wie sie die Wohnung eingerichtet hatte, in all ihrer Opulenz, dem Reichtum an Formen und Farben und ihrer Lebendigkeit. Er erkannte den Wohnraum nicht wieder; war das überhaupt sein Apartment? Es sah eher aus wie ein Multikulti-Andenken- oder Weltladen, eine Phantasmagorie oder ein Suk – Papierlaternen, Gebetsfahnen, konische Vasen, Weidenkörbe, Glückskatzen, übereinandergetürmte Dekokissen, Kram, Klimbim, Firlefanz, Nippes, eine nackte Schaufensterpuppe, ein Sombrero, einige Kalebassen, ein Diwan auf Rollen, blinkende Weihnachtsgirlanden, es war einfach zu viel, um alles bei seinem Antrittsbesuch in sich aufzunehmen, es gab so viele horizontal und vertikal ausgerichtete Objekte – Bänder, Wimpel, herabhängende Kristalle, Perlenketten –, und er fragte sich, wie das alles angebunden, fixiert, angeordnet und festgeheftet war und in welchem Ausmaß seine makellosen Wände jetzt mit Reißzwecken, Tesafilm, fleckigen Stellen und Bilderhaken übersät wären und wie viel Arbeit es ihn eines Tages kosten würde, diesen grellen und schillernden Basar in den Zustand zurückzusetzen,

in dem er vorher gewesen war – sauber, unbeschädigt, leicht zu pflegen, vier weiße Wände und eine Decke. Und der Korkboden. Ein typischer Vermieterergedanke, die Sorte Dinge, die ihn beschäftigten. Zum Beispiel die großformatigen gerahmten Porträts, die auf der Ostseite an der am nächsten liegenden Wand hingen – er hoffte, die Rigipswand hielt ihr Gewicht, ohne Risse zu bekommen. Sie alle zeigten vielarmige Göttinnen aus der hinduistischen Mythologie, darunter Kali, blau und blutrünstig, einen Fuß auf die Kehle eines toten Mannes setzend und eine Girlande aus Totenschädeln tragend. Er hätte sie sich gerne genauer angeschaut – eine Schürze aus abgeschlagenen Armen, eine Halskette aus Schädeln, einige Kobras, einige weibliche Dämonen, eine Sichel, ein Schwert –, aber jetzt war da erst einmal Lydia Williams. Lydia Williams und die zwischen ihnen offene Frage nach dem scheinbar verschwundenen oder zumindest schwer zu findenden Hauptventil. Es war Zeit, sich darum zu kümmern. Ganz besonders, weil sie sich während der ganzen Zeit, in der er sich über sie und das von ihr geschaffene Reich Gedanken gemacht hatte, unterhalten hatten. Sie hatte an der Tür »Hallo« zu ihm gesagt, und er hatte geantwortet: »Darf ich hereinkommen?« Auf der kurzen Strecke zwischen Flur und Wohnzimmer hatte er über die Begriffe »Hemdkleid« und »Plisseefalten« nachgedacht, und dann hatten sie das Wohnzimmer erreicht, und sie hatte sich zu ihm umgedreht, wobei sich der Stoff ihres »Hemdkleids« unterhalb des Gürtels – oder

sagte man unterhalb der Taille? – leicht gekräuselt hatte, und er hatte gesagt: »Das geheimnisvolle Hauptventil.« Der Satz hatte kein Lächeln oder leises Lachen bei Lydia Williams ausgelöst, wie er es sich vielleicht erhofft hatte – es klang komisch in seinen Ohren –, sondern bloß die Worte: »Ich bin Lydia.« »Shawn.« »Tut mir leid, dass Sie herkommen mussten.« »Ich musste ohnehin heute einkaufen.« »Wo kaufen Sie ein?« »In verschiedenen Geschäften.« »Das da ist Kali. Vermutlich wissen Sie das. Und das da die Grüne Tara, die Spenderin des Wohlstands.« »Wie kommen Sie hier zurecht?« »Bestens.« »Ihnen gefällt das Apartment?« »Ich liebe das Apartment.« »Sie sind die erste Mieterin, wissen Sie? Vor Ihnen habe ich hier gewohnt.« »Wo wohnen Sie jetzt?« »Woanders.« Er hatte das Gefühl, das Gespräch wurde bereits zu vertraulich. Nicht wie es sich für einen Vermieter gehörte. Er hielt sich deshalb zurück und erzählte ihr nicht, dass seine Eltern aus ihrem Haus ausgezogen waren – dem Haus, in dem er aufgewachsen war, in Shoreline, zwei Häuserblocks von der Interstate 5 entfernt – und sich eine Wohnung genommen hatten, sodass er in das Haus seiner Kindheit zurückgekehrt war, zwar abbezahlt, aber äußerst reparaturanfällig, oder dass ihm noch zwei weitere Apartments gehörten, beide in dieser Wohnanlage, mit zuverlässigen, langjährigen Mietern, beides Männer, die ihn kaum je mit etwas belästigten und ihn mit »werter Herr Vermieter« und »mein Sohn« anredeten. »Nun«, sagte er

stattdessen. »Das Hauptventil. Gehen Sie nur voran.« Ganz geschäftsmäßig.

Sie ging voran in das Gäste-WC, wo Waschmaschine und Trockner auf einem Sockel in Augenhöhe nebeneinander statt übereinanderstanden, und er erklärte: »Als ich die Wohnung renoviert habe, wollte ich die Geräte zuerst übereinanderstellen, wie es auch vom Hersteller vorgesehen war, doch dann kam mir die Idee, dass es praktischer wäre, sie nebeneinanderzustellen, sodass man sich nicht bücken müsste, um Wäsche in die untere Maschine zu geben oder herauszunehmen. Option A war: zwei Maschinen übereinander und ein großer Wasserboiler in einem Wandschrank daneben, Option B: zwei kleine Wasserboiler nebeneinander unten hinter einer Schiebetür – sehen Sie? – und darüber die beiden Maschinen nebeneinander. Wie Sie sehen, habe ich mich für Option B entschieden, aber das ist nur meine Lösung, nicht jeder würde das so machen.« »Oh«, antwortete sie. »Okay.« Nicht gut.

Da der Platz im Bad/Waschraum begrenzt war, blieb sie – im kulturell vorgeschriebenen Abstand – draußen vor der Tür, während er vor den beiden nebeneinander aufgestellten Maschinen stand. Der Raum war dezenter eingerichtet, bis auf einige Kleinigkeiten, die vermutlich den Kontrast zum überladenen Stil des Wohnraums abmildern sollten – ein Räuchergefäß, ein Kandelaber, eine Duftschale aus gehämmertem Kupfer, über dem Spiegel ein mit Fransen oder Quasten besetztes Paisleytuch, das